

ADAM BLAKE

dot:
books



JUDAS DIE OFFENBARUNG

THRILLER

Über dieses Buch:

Ein Einbruch im British Museum stellt die Londoner Polizistin Heather Kennedy vor Rätsel: Nichts wurde gestohlen, nur von einigen Buchseiten wurden Fotos gemacht. Die Schriften eines fanatischen Propheten aus dem 17. Jahrhundert, der vor der drohenden Apokalypse warnte – mit Vorzeichen, die sich plötzlich überall auf der Welt zu erfüllen scheinen: Flüsse mit blutrotem Wasser, eine Engelsgestalt mit feurigem Schwert, die über Jerusalem auftaucht ... Zusammen mit dem ehemaligen Söldner Leo Tillman, der brisante Verbindungen zu einem Geheimbund von Judas-Jüngern hat, muss Kennedy nun alles daransetzen, damit sich die letzte Voraussage des Propheten nicht bewahrheitet: Das Ende der Menschheit!

Über den Autor:

Adam Blake ist das Pseudonym eines internationalen Bestsellerautors. Er lebt in London.

Adam Blake veröffentlichte bei dotbooks seine »Tillman und Kennedy«-Reihe mit den Thrillern »Das Judas-Testament« und »Die Judas-Offenbarung«.

eBook-Neuausgabe Oktober 2022

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 2012 unter dem Originaltitel »The Demon Code« bei Sphere, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 2012 unter dem Titel »Pakt der Krieger« bei Ullstein.

Copyright © der englischen Originalausgabe 2012 Adam Blake

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2012 Ullstein
Buchverlage GmbH, Berlin

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH,
München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: ©HildenDesign unter Verwendung
mehrerer Motive von Shutterstock.com

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (rb)

ISBN 978-3-98690-336-7

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Judas-Offenbarung« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Adam Blake
Die Judas-Offenbarung

Thriller

Aus dem Englischen von Helmut Splinter

dotbooks.

Für A. J. Lake, in Liebe

Prolog

Die Teilnehmer waren bereit.

Mit gefesselten Händen und Füßen knieten sie in der vorgeschriebenen Reihenfolge auf dem kalten Steinboden in dem kleinen Raum an der Rückseite des alten Gebäudes. Der Raum war wirklich zu klein für das Ritual, das gleich hier stattfinden würde. Andere Räume wären geeigneter gewesen, doch diesen hier hatte der Prophet aus esoterischen Gründen ausgesucht, die nur wenige verstanden.

Es war warm an diesem Abend, nachdem sich die Sonne gerade erst hinter den Horizont zurückgezogen hatte. Doch die Steinplatten waren noch immer kalt. Vielleicht aus diesem oder einem anderen, ebenso erklärlichen Grund zitterten die Männer und Frauen.

Ber Lusim schickte einen seiner Männer zum Propheten, um mitteilen zu lassen, dass sie fortfahren könnten.

Der Mann kehrte, respektvoll hinter dem Heiligen schreitend, sofort zurück. Shekolni hatte sich einen roten, schwarz gesäumten Umhang umgelegt - rot für das Blut, schwarz für die Trauer. Rote Zöpfe waren in seinen schwarzen Bart geflochten, und in den Flächen seiner Hände, schlank wie die eines Geigenspielers oder eines Arztes, standen mit roter Tinte geschrieben und schwarz umrandet die aramäischen Worte für Leben und Tod, als Zeichen dafür, dass Gott ihm die Macht übertragen hatte, zu bewahren und zu zerstören.

Der Prophet hielt den Kopf über das Heilige Buch gesenkt, das aufgeschlagen auf seinen Händen lag, als läse er, doch seine Augen waren geschlossen. Die anderen

Männer im Raum wagten in einem solchen Moment nicht, ohne Erlaubnis zu sprechen, wechselten jedoch nervöse, ehrfurchtsvolle Blicke angesichts dieses kleinen Zeichens für das Anderssein des Propheten.

Ber Lusim, gefolgt von den anderen, verneigte sich langsam und tief vor dem heiligen Mann. Schließlich öffnete Shekolni seine Augen und lächelte seinen alten Freund voller Wärme und geteilter Freude an.

»Du hast so lange darauf hingearbeitet«, sagte er in der Sprache ihrer Heimat. »Und jetzt ist es endlich so weit.«

»Wir haben alle hart gearbeitet«, erwiderte Ber Lusim. »Vielleicht steht dir der eine Name bei, Avra. Möge der Herr deiner Hand die notwendige Kraft verleihen.«

»Bitte! Sagt uns doch, was ihr mit uns vorhabt!«

Es war einer der Gefangenen, ein Mann, der gesprochen hatte, verzweifelt bemüht, sich seine Panik nicht anmerken zu lassen. Ber Lusim respektierte seinen Mut, weil er die Antwort mehr oder weniger kannte.

Shekolni ging zwar nicht auf die Frage ein, betrachtete aber lange und nachdenklich die knienden Männer und Frauen. Ber Lusim blieb schweigend neben ihm stehen. Jetzt, nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, wartete er ab, welche Aufgaben ihm der Prophet übertragen würde.

»Ich denke, sie sollten zum Schweigen gebracht werden«, erklärte Shekolni schließlich. »Der ungebührliche Lärm würde von der Feierlichkeit dieses Ereignisses lediglich ablenken.«

Ber Lusim nickte dem ihm am nächsten stehenden Mann zu. »Tu es.«

Zwei seiner Gefolgsmänner gingen die Reihe entlang und stopften den Opfern Knebel in den Mund. Es dauerte nicht lange, bis sie fertig waren. Als das letzte der zwölf Opfer mundtot gemacht worden war, salutierten sie vor ihrem Anführer mit geballten Fäusten. Der Prophet machte

das Handzeichen des Galgens, dann zogen sie sich zur Tür zurück.

»Wo ist das Messer?«, fragte Shekolni. Natürlich wusste er, wo es sich befand. Die Frage diente lediglich rituellen Zwecken.

Also reagierte Ber Lusim ebenfalls auf rituelle Weise. Er öffnete seine Jacke, an deren Innenfutter eine Scheide aus Hanf mit mehreren Taschen befestigt war, und zog eins der Messer heraus, das eher improvisiert wirkte, da Griff und Klinge nahtlos ineinander übergingen, und an der leichten Verdickung gehalten wurde. Die Klinge selbst war an der Spitze gebogen und so scharf, dass man mit ihr ein Haar hätte spalten können.

»Hier ist das Messer.« Er reichte es Shekolni mit dem Griff nach vorn.

Der Prophet nahm es entgegen und nickte zum Dank, bevor er sich den Männern und Frauen zuwandte.

»Aus eurer Sünde wird etwas Wertvolles entstehen«, sagte er ihnen in ihrer Sprache, damit sie ihn verstehen konnten und sich getröstet fühlten, »aus eurem Schmerz ein unfassbarer Segen, und aus eurem Tod das ewige Leben.«

Er hatte recht gehabt mit dem Lärm. Trotz der Knebel und Shekolnis rascher Arbeit waren die nächsten zwanzig Minuten qualvoll und anstrengend. Keinem der Zuschauer war der Tod fremd, doch der Tod dieser hilflosen und panischen Opfer, die ihn kommen sahen, war auch für sie keine angenehme Angelegenheit.

Aber sie sahen zu, weil sie wussten, wozu das Töten diente und was davon abhing.

Schließlich erhob sich der Prophet mit vor Erschöpfung zitternden Händen. Sein Umhang war nicht mehr rot, sondern einheitlich schwarz gefärbt vom eingetrockneten Blut. Ber Lusim trat vor, um Shekolni zu helfen, besudelte sich selbst mit Blut – im wörtlichen Sinn, da es bereits symbolisch an ihm klebte.

»Die Räder beginnen sich zu drehen«, verkündete Shekolni.

»Und die Flügel zu schlagen«, fügte Ber Lusim hinzu.

»Amen.«

Ber Lusim gab das Zeichen, um das Feuer entfachen zu lassen.

Als sie fortfuhren, brannte das Haus lichterloh - nicht wie eine Fackel, sondern wie ein Leuchtfeuer, das in alten Zeiten auf einem Hügel angezündet wurde, um die schlafenden Bürger vor einer bevorstehenden Krise zu warnen.

Doch als solches würde es niemand sehen, das wusste Ber Lusim. Niemand würde auf die Warnung achten, bis es zu spät sein würde.

In diesem verheißungsvollen Moment kam ihm ein Gedanke. In jüngeren Tagen, als sein Eifer manchmal seine Besonnenheit besiegte, hatte man ihm den Spitznamen »der Dämon« verpasst. Jetzt machte er diesem Namen mehr als alle Ehre.

Wenn der Deckel von der Hölle gerissen sein wird und sich alle Dämonen gleichzeitig erheben werden, wird man sich vielleicht dieser Ironie erinnern.

Teil 1:

Eine Trompete verkündet das Urteil

Kapitel 1

Heather Kennedy, ehemals Detective Sergeant Kennedy 4031 beim Kommissariat für Kapital- und organisiertes Verbrechen der London Metropolitan Police, jetzt ohne Dienstrang, verließ das Gebäude 32 London Bridge, auch unter dem Namen Shard bekannt, und trat in das grelle Sonnenlicht hinaus. Mit forschenden Schritten eilte sie die Treppe hinunter, blieb dann aber, unsicher, was sie tun sollte, auf dem Bürgersteig stehen, wo sie von den Passanten angerempelt wurde.

Ihre rechte Hand tat weh.

Ihre rechte Hand tat weh, weil zwei der Knöchel bluteten.

Zwei der Knöchel bluteten, weil sie sie am Kiefer des Mannes aufgerissen hatte, der noch vor fünf Minuten ihr Auftraggeber gewesen war.

Sie befand sich noch auf dem Weg der Lösungsfindung für diesen Dreisatz.

Kennedy ärgerte sich über ihren unkontrollierten Ausbruch, der sie hochgradig überraschte. Machte ein Kunde sexistische Bemerkungen, grapschte sie zufällig an oder zog ihre berufliche Unbescholtenheit in Zweifel, ging sie unter normalen Umständen professionell vor und blieb ruhig und gelassen. Auf keinen Fall hätte sie ihn niedergeschlagen.

Aber sie erinnerte sich nicht, wann sie sich das letzte Mal normal gefühlt hatte.

Ihre verletzte Hand massierend, ließ sie sich von dem ständigen Strom aus Pendlern und Touristen mitziehen. Sie wollte nach Hause und ihre Hand in kaltes Wasser tauchen. Dann wollte sie sich einen kräftigen Schluck genehmigen, gefolgt von einem noch kräftigeren.

Das einzige Problem bei diesem Vorhaben war Izzy, ihre Partnerin. Wie weit konnte es mit diesem Tag noch bergab gehen, bevor weitaus Schlimmeres passieren würde? Und welche Folgen könnte es haben, mitten am Tag unangemeldet bei Izzy aufzukreuzen? Das letzte Mal, als das passiert war ...

Kennedy zwang sich, ihre Gedanken auf etwas anderes zu lenken. Doch das tat sie erst, nachdem sie das Bild vor ihrem geistigen Auge gesehen hatte, das sie zu verbannen versuchte, und von denselben Gefühlen gepackt wurde, die von ihm ausgelöst wurden. Schiere Wut legte sich auf die erschreckende Leere wie billiger Whisky mit Eis.

Sie ging nicht nach Hause, sondern in eine Bar - eine nichtssagende Kettenkneipe mit einem falsch-humorigen Namen, der »Fass« beinhalten würde. Für sie war der Whisky etwas Gewöhnliches, nichts Metaphorisches. Sie brütete vor sich hin, während sie nippte, fragte sich, was als Nächstes kommen würde. Der Auftrag bei Sandhurst Ballantyne hätte der Beginn von etwas Gutem werden sollen, doch Hand an einen Auftraggeber zu legen verringert die Chancen, von ihm weiterempfohlen zu werden. So saß sie also hier, mit einer Null-Kalorien-Kundenliste, einem leeren Terminkalender und einer untreuen - vielleicht notorisch untreuen - Freundin. Die Zukunft sah rosig aus.

Entweder war es Kennedys gutes Aussehen und ihr langes blondes Haar, wodurch sie die Blicke vieler anderer Tagtrinker auf sich zog, oder es lag an ihrer Uniform. Diese wirkte äußerst streng - knapper, polizeiblauer Overall, schwarze Militärstiefel. Auch wenn der Anblick einer Frau in Uniform mittlerweile bereits langweilig war, so brachte er einige Männer noch immer auf Hochtouren.

Sie leerte gerade ihr Glas, als ihr Telefon klingelte. Mit einem Anflug von Hoffnung zog sie es heraus. Manchmal öffnet sich genau dann eine Tür, wenn eine andere zugeschlagen wird.

Doch es war Emil Gassan, Akademiker, Historiker an einer schottischen Universität. Sie hatte ihn im Rahmen eines alten Falles kennengelernt - und genau darüber wollte er ständig mit ihr reden. Kennedy nahm das Gespräch nicht an und steckte das Telefon in ihre Tasche zurück.

Sie überlegte, den Tag damit zu verbringen, durch London zu streunen - eine Ausstellung zu besuchen, ins Kino zu gehen. Aber das wäre lächerlich. Sie schwänzte nicht die Schule, sondern war arbeitslos. Da brauchte sie sich nichts vorzumachen. Sie straffte ihre Schultern und marschierte nach Hause.

Zu Hause war sie in Pimlico, eine kurze Fahrt mit der U-Bahn entfernt, gefolgt von einem langen Spaziergang die Vauxhall Bridge Road entlang. Lang genug, dass sie, bis sie vor ihrer Haustür stehen würde, diese anfängliche rhetorische Frage überdacht haben würde: Wie weit genau konnte es noch bergab gehen? Und wollte sie das wirklich herausfinden?

Sie machte eine Menge Lärm mit dem Schlüssel, schlurfte mit den Schuhen über den Boden und ließ die Tür mit einem viel zu lauten Knall zufallen. Auf halbem Weg den Flur entlang kam ihr Izzy entgegen - aus dem Wohnzimmer, nicht dem Schlafzimmer, wie Kennedy erleichtert feststellte.

Izzy hatte einen dunkleren Teint, war kleiner als Kennedy und verströmte eine verrufene, geballte Ladung an Erotik. Davon konnte auch ihre breite Hüfte nicht im Mindesten ablenken. Ihr Gesicht drückte sowohl Überraschung als auch Misstrauen aus, als sie Kennedy vom anderen Ende des Flurs aus beäugte und sich eine Haarsträhne aus ihren schokobraunen Augen schnippte.

»Hey«, grüßte sie.

»Was du nicht sagst«, erwiderte Kennedy.

»Krieg ich 'nen Kuss?«

Das war eine gute Frage, doch darauf hatte Kennedy keine Antwort, aber auch keinen Grund, der Bitte nicht nachzukommen. Mit einem Hundeblick schlich sie den Flur entlang, strich mit den Lippen über Izzys Wange und ging weiter.

Izzy blickte ihr hinterher. »Du bist früh zu Hause«, stellte sie fest. »Kontrollierst du mich?«

»Nein«, erwiderte Kennedy. »Sollte ich?«

»Nein.«

»Dann ist ja gut.«

Das Gespräch schien beendet. Kennedy betrat das Wohnzimmer, aber nicht ohne vorher einen Umweg über die Küche zu machen, um sich etwas Eis in ein Glas zu füllen. Als sie allerdings die Bar öffnete und sich in der verspiegelten Rückwand erblickte, ließ ihre Begeisterung nach. Sie hatte bereits einen Whisky intus. Sich um elf Uhr morgens volllaufen zu lassen würde sehr nach einem Hilfeschrei aussehen.

Izzy war ihr ins Wohnzimmer gefolgt. »Was ist denn los?«, wollte sie wissen. »Solltest du heute Morgen nicht im Shithouse Brigadoon sein?«

»Sandhurst Ballantyne.«

»Ja und?«

»Ich war dort.« Kennedy drehte sich zu ihr, die Flasche noch in der Hand.

»Und hast du deinen Bericht abgegeben?«

»Hab ich versucht.«

Izzy neigte den Kopf zur Seite und blickte Kennedy übertrieben verwirrt an, was Kennedy in einer anderen Stimmung anziehend gefunden hätte. Doch im Moment empfand sie nur Ärger.

»Der Kunde wollte nicht informiert werden. Er hat verlangt, ich soll den Bericht nicht vorlegen, und angeboten, mir einen Leistungsbonus zu zahlen, wenn ich den Bericht entsorge und seiner verlotterten Abteilung einen Freibrief ausstelle.«

»Das verstehe ich nicht«, gab Izzy zu.

Kennedy stellte die Whiskyflasche in den Schrank zurück, nahm sie aber gleich wieder heraus und schenkte sich schließlich doch einen guten Schluck ein.

»Glaubwürdige Bestreitbarkeit«, murmelte sie währenddessen. »Der Bericht sagt aus, dass es mindestens einen Mitarbeiter im Unternehmen gibt, wahrscheinlich aber noch einen zweiten, der Insidergeschäfte mit Kundenaktien betreibt. Wenn Kenwood davon weiß, muss er etwas dagegen unternehmen. Und da einer dieser Gauner – derjenige, von dem ich es sicher weiß – sein Chef ist, will er davon lieber nichts wissen.«

»Warum hat er dich dann engagiert?«, hakte Izzy nach.
»Das ist doch dumm.«

Kennedy nickte, nahm einen kräftigen Schluck des herben Whiskyverschnitts und verzog das Gesicht. Izzy hatte einen grausamen Geschmack, was Alkohol anging.
»Compliance-Prüfung ist Teil seiner Stellenbeschreibung«, fuhr sie fort, nachdem sie das Glas trotzdem geleert hatte.
»Er musste es so aussehen lassen, als würde er etwas unternehmen, hoffte aber, ich würde nichts herausfinden. Als ich es doch tat ...«

Sie verfiel in Schweigen.

»Dann hast du ihn genommen?«, wollte Izzy wissen.

»Was genommen?«

»Den Leistungsbonus.«

Kennedy seufzte und stellte ihr leeres Glas ab. »Nein, Izzy, ich habe ihn nicht genommen. Er wollte sich aus der Verantwortung ziehen, indem er sie mir aufbürdet. Wenn ich das Bestechungsgeld annehme und, sagen wir, in einem Jahr das Unternehmen selbst oder die Finanzaufsichtsbehörde eine Ermittlung durchführt, kann er behaupten, ich hätte Informationen zurückbehalten. Dann hätte er eine reine Weste, und die Betrugsabteilung würde sich über mich hermachen.«

»Ach herrje.« Izzys Gesichtsausdruck veränderte sich.
»Und nun?«

Kennedy zeigte ihre Fingerknöchel mit dem verkrusteten Blut. Izzy ergriff die Hand und küsste sie. »Gut für dich, Schatz«, sagte sie. »Sofern er dich nicht verklagt. Wird er doch nicht, oder?«

»Ich glaube nicht. Immer wenn ich mit jemandem unter vier Augen spreche, nehme ich das auf. Deswegen habe ich sein unanständiges Angebot auf Band. Und ich schicke den Bericht auf jeden Fall los – an ihn, seinen Chef und den CEO. Leider schuldet er mir noch die Hälfte meiner Bezahlung. Als ich ging, hat er nicht nach seinem Scheckbuch gegriffen.«

»Gibt es noch weitere Kunden in der Pipeline?«

»Die Pipeline ist ausgetrocknet bis zum Kaukasus. Dieser Fall hätte mir die Türen zu anderen städtischen Kunden öffnen sollen, die einen Bedarf an meinen Sicherheitsdiensten haben, den sie selbst nicht abdecken können. Irgendwie glaube ich, dass das jetzt nicht passieren wird.«

Izzy schien in perverser Weise erfreut über die schlechte Nachricht zu sein. »Okay«, sagte sie, »dann musst du dich eben eine Weile aushalten lassen. Von meinem unmoralischen Einkommen leben.«

Sie machte einen Witz, doch Kennedy konnte nicht lachen, konnte Izzys Bemerkung rein gar nichts abgewinnen. »Ehrlich gesagt, klingt das nach dem tiefsten Tal der Hölle.«

Ihr wurde bewusst, dass sie eigentlich nur nach Hause gekommen war, um zu streiten – eine spontane Auseinandersetzung über Treue und Verantwortung, die in den ersten fünf Minuten wahrscheinlich eine reinigende Wirkung haben, sich dann aber anfühlen würde, als wollte sie sich und die Frau, die sie lieben sollte, mit Glasscherben zwangsernähren. Sie musste hier raus. Es

gab zwar keinen Ort, an den sie gehen konnte, aber sie musste raus.

»Ich gehe nach unten«, murmelte sie. »Noch ein paar Sachen von meinem Vater einpacken. Wenn ich hierbleibe, bringe ich dich nur aus dem Konzept.«

»Oder du inspirierst mich«, erwiderte sie, doch Kennedy war bereits auf dem Weg zur Tür. »Heather ...«

»Nein, danke.«

»Ich muss noch nicht arbeiten. Wir könnten ...«

»Nein, danke, hab ich gesagt.«

Sie hörte ein Geräusch aus Izzys Richtung. Ein Seufzer vielleicht, oder Izzy schnappte nach Luft. Sie drehte sich nicht um.

Unten, in ihrer eigenen Wohnung, warf sie wahllos Gegenstände in Kartons, öffnete Schranktüren und knallte sie wieder zu, ging in stummer Demonstration einer sinnlosen Geschäftigkeit von einem Zimmer ins andere.

Mit Izzy zusammenzuziehen schien nach dem Tod von Kennedys Vater logisch gewesen zu sein. Im letzten Jahr seines Lebens war Izzy die *De-facto*-Krankenschwester oder das Kindermädchen oder vielleicht beides für Kennedys Vater, Peter Kennedy, gewesen. Das hatte sie zusammengebracht. Kennedy war als Detective der aufstrebende Stern der London Metropolitan Police gewesen. Wegen ihrer unvorhersehbaren Arbeitszeiten mit vielen Überstunden hatte sie jemanden in der Nähe gebraucht, der auf Abruf verfügbar war. Izzy war dafür perfekt gewesen, weil sie ansonsten ihr Geld mit Telefonsex verdiente. Sie war als Animateurin für die Masturbationsvorstellungen anderer Leute zuständig, eine Arbeit, die sie überall leicht erledigen konnte. Dazu brauchte sie nur ein Mobiltelefon und eine schmutzige Phantasie. Sie hatte beides.

Dass sie eine Liebesbeziehung eingegangen waren, hatte sich nicht vermeiden lassen. Angefangen hatte es, als Kennedy mit einem Arschtritt vom Polizeidienst suspendiert

worden war, was hieß, dass sie ziemlich oft gleichzeitig mit Izzy zu Hause gewesen war. Die Beziehung hatte sich über die Monate hinweg weiterentwickelt, und nach Peters Tod schien es nur natürlich gewesen zu sein, dass Kennedy bei Izzy einzog. In der Wohnung, in der sie mit ihrem Vater gelebt hatte, fühlte sie sich wie in einem Museum mit festgelegten Assoziationen. Auszuziehen, wenn auch nur einen Stock höher, war ihr wie eine Flucht zumindest aus diesem Teil der Vergangenheit vorgekommen.

Doch eine Flucht hing von vielen Dingen ab und verfolgte ihre eigenen Regeln. Eine besagt, dass man nicht vor Dingen fliehen kann, die man noch mit sich herumträgt. So ausbeuterisch und erniedrigend Izzys Arbeit auch war, hatte sie nie daran gedacht zu kündigen. Izzy stand auf Sex, total, und wenn sie keinen hatte, redete sie gern darüber.

Und wie sich herausgestellt hatte, stand sie auch darauf, wenn Kennedy gerade nicht da war.

Ihr gemeinsames Leben steckte in einer Sackgasse, zeigte das Standbild mit dem Titel »Die entlarvte Ehebrecherin«, auf dem Izzy hektisch die Decke über ihren Oberkörper zog, ein verlegener junger Mann zu verstehen versuchte, was hier los war, und Kennedy taumelnd und mit aufgerissenen Augen in der Tür stand.

Izzy hatte ihr nie die Treue versprochen, und sie machte einen großen Unterschied zwischen Männern und Frauen. Frauen waren Liebhaberinnen, Partnerinnen und Seelenfreundinnen. Männer hingegen ein gelegentlicher Juckreiz, den man durch Kratzen wegbekam. Kennedy hatte Versprechen nie für nötig gehalten und hätte nie eins eingefordert. In der lückenhaften Geschichte ihres Sexlebens war die *Eins* die höchste Anzahl an Liebhaberinnen, die sie gleichzeitig am Kochen gehabt hatte, und im Allgemeinen hatte ihr das gereicht.

Sie sollte Izzy verzeihen. Oder sich mit einer bissigen Bemerkung wie »Finde erst mal heraus, was du eigentlich

willst« aus der Affäre ziehen. Zu beidem war sie nicht fähig. Vorwürfe, mürrischer Rückzug und passive Aggression aufgrund von Schuldgefühlen sprachen aus dem zwischen zwei kontradiktorischen Gegensätzen stehenden ausgeschlossenen Dritten.

Kennedys Telefon klingelte. Schon wieder Emil Gassan. Diesmal nahm sie den Anruf an, aber nur, um ihm zu sagen, der Zeitpunkt wäre ungünstig.

Noch bevor Kennedy etwas sagen konnte, meldete sich Gassan. »Heather, ich habe schon einen wunden Finger, weil ich den ganzen Tag Ihre Nummer getippt habe. Endlich habe ich Sie erwischt.«

Sie versuchte das Gespräch abzubiegen. »Professor ...«

»Emil«, entgegnete er. Sie ging nicht darauf ein. Sie wollte mit Gassan keine Vornamen-Vertrautheit. Ihr kam es komisch vor, dass der trockene, empfindliche Akademiker überhaupt einen Vornamen hatte. »Professor, ich kann im Moment nicht sprechen. Ich stecke mitten in der Arbeit.«

»Oh.«

Gassan klang niedergeschlagener als sonst, was Kennedy ein schlechtes Gewissen bereitete. Sie wusste, warum er anrief und was es für ihn bedeutete. Immer ging es um den alten Fall, den größten Fund seiner Hochschulkarriere, über den er unter Androhung der Todesstrafe mit niemandem reden konnte – außer mit ihr. Hin und wieder tauchte er deswegen aus der Versenkung auf, erzählte ihr Dinge, die sie beide bereits wussten, und sie musste zuhören. Diese persönliche Dienstleistung gab ihr ein Gefühl dafür, was Izzy während eines Arbeitstages mitmachte.

»Es ist nur ... na ja, ich stehe total unter Druck«, erklärte sie, um Zeit zu schinden. »Ich rufe Sie diese Woche noch zurück.«

»Ihr Terminkalender ist also voll?«, fragte Gassan. »Dann haben Sie keine Zeit, einen Auftrag zu übernehmen?«

»Einen Auftrag?« Kennedy war verblüfft und, trotz ihrer schlechten Laune, amüsiert. »Sie brauchen einen Detektiv, Emil? Soll ich ein fehlendes Buch aus Ihrer Bibliothek suchen?«

»Ja, mehr oder weniger«, bestätigte Gassan. »Hätten Sie Zeit gehabt, dann hätte ich Sie gebeten, einen sehr heiklen und gut bezahlten Auftrag für meinen gegenwärtigen Arbeitgeber zu übernehmen.«

Kennedy zögerte. Mit einer raschen Kehrtwendung kam sie sich verlogen und lächerlich vor, doch sie brauchte dringend das Geld. Noch dringender brauchte sie einen Grund, um nicht zu Hause sein zu müssen, bis ihr klar sein würde, was sie mit Izzy anstellen sollte.

»Und wer ist Ihr derzeitiger Arbeitgeber, Professor?«

Bei seiner Antwort hoben sich ihre Augenbrauen. Nach der städtischen Schmierkomödie war dies eindeutig ein Aufstieg.

»Ich bin sofort bei Ihnen«, versicherte Kennedy ihm.

Kapitel 2

Im Innenhof des Britischen Museums wurden die Geräusche rund um Kennedy wie in einem Flüstergewölbe verstärkt, so dass sie das Gefühl hatte, in die Gespräche der anderen Besucher einzutauchen. Und als wäre die Akustik funktionsgestört, hörte sie die direkten Stimmen um sich herum wie gedämpft und verzerrt.

Oder vielleicht hasste sie den Innenhof nur, weil er damals, als sie als Kind mit ihrem Vater hierhergekommen war, ein nach oben offener Hof gewesen war. Sie erinnerte sich, wie sie sich an seine Hand geklammert hatte, während er sie über den von der Sonne beschienenen Platz in die Kathedrale der Vergangenheit geführt hatte – ein Ort, an dem er sich lebendig, glücklich und zu Hause gefühlt und es etwas gegeben hatte, was er ausnahmsweise mit ihr hatte teilen wollen.

Jetzt war der Innenhof, in dessen Mitte sich der ehemalige Lesesaal befand, mit Glasplatten überdacht. Das Licht innerhalb dieses riesigen, verschlossenen Raums war grau wie an einem Winternachmittag kurz vor dem Regen. Das Dach als beeindruckende architektonische Leistung hatte aber auch etwas Perverses. Warum wurde der Himmel verborgen und dann künstlich nachgebildet?

Kennedy setzte sich an eine der drei Bars und begann, die Glasscheiben zu zählen, während sie auf Gassan wartete. Da sie ihn kannte, hatte sie sich formell angezogen – hellblauer Hosenanzug, graue Stiefel – und ihr widerspenstiges blondes Haar in einem Pferdeschwanz gebändigt. Formalität und Ordnung standen auf Emil Gassans Liste der Kardinaltugenden ziemlich weit oben.

Sie sah bereits aus einiger Entfernung, wie er mit der entschlossenen Würde eines Oberkellners durch die große

Halle geeilt kam. Allerdings war er weit besser als ein Kellner gekleidet. Sein blauer Dreiteiler mit der unverkennbaren Zickzackstickerei von Enzo Tovar auf der Brusttasche sah neu und unverschämt teuer aus. Seine ausgestreckte Hand eilte ihm und seinen Worten voraus.

»Heather! Schön, dass Sie gekommen sind! Freut mich sehr, Sie wiederzusehen.«

Er sah aus, als meinte er seine Worte ernst, und entwaffnete Kennedy mit seinem strahlenden Lächeln. Sie reichte ihm die Hand, die er umschlang und überschwänglich schüttelte. »Professor«, begann sie, kapitulierte dann aber, »Emil. Es ist lange her. Ich hatte ja keine Ahnung, dass Sie in London arbeiten.«

Keine Ahnung sagten auch seine ausgebreiteten Arme. »Ich auch nicht! Jedenfalls nicht bis letzte Woche. Ich habe bis jetzt oben in St. Andrews frühe mittelalterliche Geschichte unterrichtet. Aber man hat mich abgeworben.«

»Innerhalb einer Woche?« Kennedy war so skeptisch, wie er sie haben wollte.

»Innerhalb eines Tages! Der Museumsvorstand rief mich an und fragte, ob ich mich um die Magazinbestände kümmern wolle. Na ja, eigentlich hat mich der Vorstand nicht direkt angerufen, sondern Marilyn Milton von Validus Trust, einer unabhängigen Trägerschaft, die meine Forschungen in den letzten beiden Jahren unterstützt hat. Validus Trust unterstützt auch das Britische Museum und die Britische Bibliothek in großem Stil. Sie wissen ja, dass sie ein und dieselbe Institution waren, bis die Bibliothek 1997 verlegt wurde.«

Kennedy zuckte unverbindlich mit den Schultern. Sie war sich nicht sicher, ob sie dies gewusst hatte oder nicht, doch sie wollte Gassan nicht zu weiteren Erklärungen ermuntern.

»Jedenfalls wurde eine Stelle frei«, fuhr er fort. »Aufgrund tragischer Umstände, wie ich leider sagen muss. Der vorherige Amtsinhaber Karyl Leopold hatte einen

schweren Schlaganfall. Und Marilyn rief mich an, um mir mitzuteilen, ich solle mich ruhig bewerben – und versprach, den Bewerbungsausschuss wissen zu lassen, dass ich der bevorzugte Kandidat von Validus wäre. Ich wollte ablehnen. Mitten im Semester zu gehen macht alles ziemlich kompliziert. Doch am Ende wollte mich der Museumsvorstand unbedingt haben, so dass sogar mit der Universität ein Sondervertrag ausgehandelt wurde. Die Uni hat einen Dozenten als Ersatz eingestellt, bis ich ... nein, nein, bleiben Sie sitzen.« Kennedy war aufgestanden, um Kaffee zu besorgen und Gassans Wortschwall zu unterbrechen. Doch Gassan wehrte ab, eilte selbst zum Tresen und kam mit einem Tablett mit zwei Stückchen Karottenkuchen und zwei Kaffees zurück. Offenbar wollte er mit ihr eine Wiedersehensfeier veranstalten. Kennedy würde ihn also ausreden lassen müssen, bevor sie den Grund ihres Treffens erfahren würde.

»Äh, Sie sind also zuständig für ... was noch mal?«, fragte sie.

»Die Magazinbestände.«

»Und das ist was genau, Emil?«

»Alles«, antwortete Gassan fröhlich. »Das heißt, fast alles. Alles bis auf das, was nicht in der Ausstellung zu sehen ist. Sie können sich sicher vorstellen, dass die Sammlung des Britischen Museums riesig ist. Der Teil, den die Öffentlichkeit zu sehen bekommt, macht etwa ein Prozent des gesamten Bestands aus.«

Kennedy schreckte höflich zurück. »Ein Prozent?«

»Zählen Sie mal nach«, forderte Gassan sie spielerisch auf, während er den Daumen zum Zählen nach oben hielt. »Eins. Der Rest der Sammlung verteilt sich auf zwanzigtausend Quadratmeter Lagerräume. Die Aufbewahrung und Lagerung kosten das Museum jährlich zwölf Millionen Pfund.«

Kennedy nahm einen Schluck von ihrem Kaffee, widerstand aber dem verräterischen Duft des Kuchens. Als

sie noch bei der Polizei gearbeitet hatte, war sie dank des Stresses und der körperlichen Strapazen schlank gewesen, egal, was sie gegessen oder getrunken hatte. Seitdem hatte sie gelernt, Verzicht zu üben. »Darauf müssen Sie aber sehr stolz sein«, sagte sie. »Dass man sich so um Sie bemüht hat.«

Der Professor zeigte eine pantomimische Abfolge aus Achselzucken und Augenverdrehen, die falsche Bescheidenheit ausdrücken sollte. »In vielerlei Hinsicht fühlt sich das wie ein Höhepunkt an«, gab er zu. »Ich hatte immer den Eindruck, dass der Unterricht eine Verschwendung meiner Fähigkeiten war. Jetzt ist es mir gestattet zu publizieren, und ich werde sogar dazu ermutigt, habe aber keine öffentlichen Pflichten mehr.«

Kennedy dachte darüber nach und erinnerte sich an das, was sie Izzy über die Bereiche in der Hölle gesagt hatte. Der Gedanke, ihr Leben in einem unterirdischen Gewölbe zu verbringen, ohne einen Grund zu haben hinauszutreten, ließ Izzys endlose, schmutzige Tretmühle wie das Paradies auf Erden aussehen.

Gassan hatte gerade den Mund voller Kuchen, so dass Kennedy eine Frage anbringen konnte. »Und welche Rolle werde ich in dieser Geschichte einnehmen?«

Gassan bemühte sich, den Kuchen rasch hinunterzuschlucken. »Es gab einen Einbruch«, antwortete er schließlich, während er sich penibel die Unterlippe mit der Ecke seiner Serviette abwischte. »Vor einem Monat. In der Nacht von Montag auf Dienstag, den 25. Juli.«

»Im Magazin?«, fragte Kennedy nach. »Nicht im Museum selbst?«

Gassan nickte nachdrücklich. »In die Magazinbestände, ja - die jetzt mir unterstehen. Die Einbrecher waren sehr erfahren. Sie gingen rein und raus, ohne Alarm auszulösen.«

»Und woran hat man gemerkt, dass eingebrochen wurde?«, hakte Kennedy nach. »Moment, lassen Sie mich

raten: an den Lücken in den Regalen.«

»O nein«, versicherte ihr Gassan. »Und so weit wir sagen können, fehlt nichts. Nein, das fanden wir einige Stunden nach dem Vorfall heraus. Die Sache ist ziemlich beunruhigend. Der Eindringling ließ ein Messer zurück. Es lag einfach auf dem Boden und wurde am nächsten Morgen von einem der Sicherheitsleute gefunden. Und es schien benutzt worden zu sein. Zumindest war Blut an der Klinge. Danach wurde das Museum nach Beweisen durchsucht, und eine der Überwachungskameras zeigte einen Eindringling, der durch die Verkleidung einer abgehängten Decke verschwand.«

»Moment mal«, warf Kennedy ein. »Um das klarzustellen: Wir haben einen Einbruch, bei dem nichts gestohlen, und ein Messer, mit dem niemand verletzt wurde?«

»Also, wir gehen davon aus, dass jemand verletzt wurde. Andererseits gibt es – Gott bewahre! – am Tatort keine Leiche, und wir wissen nicht, wer verletzt wurde oder wie dies passiert ist. Das ist äußerst beunruhigend. Und wir hatten große Mühe, die Angelegenheit vor der Presse geheim zu halten. Eine solche Geschichte wäre eine Sensation.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen«, stimmte Kennedy zu. »Aber Sie sagen, die Überwachungskameras haben den Einbrecher aufgenommen?«

»Ja, aber er ist maskiert, und mehr als dass er männlich ist und nichts in den Händen hält, lässt sich nicht sagen. Wenn man ihn sich genauer betrachtet, scheint er einen kleinen Rucksack bei sich zu haben, in den aber nicht viel hineinpasst. Und eine kurze Bestandsaufnahme ergab nichts Ungewöhnliches. Allerdings umfasst die Sammlung eine viertel Million Gegenstände, so dass sich nicht sagen lässt, ob etwas fehlt.«

Kennedy dachte kurz nach. Ein erfahrener Einbrecher umgeht eine Reihe wirkungsvoller Schlösser und

Alarmvorrichtungen, um in ein Museum einzubrechen, das voller hochwertiger und leicht zu transportierender Gegenstände ist. Doch er bringt nur einen kleinen Rucksack mit, und wenn er etwas geklaut hat, war es so klein und unauffällig, dass man es nicht bemerkt hat. Dies lässt auf eiserne Selbstbeherrschung oder auf eine bestimmte Botschaft schließen. Und dann das Messer mit den Blutflecken. Irgendeine Nachricht? Eine Drohung? Ein schlechter Streich? Eigentlich war Kennedy nur hergekommen, um dem Professor einen Gefallen zu tun und das Geld zu kassieren, doch jetzt war das innere Organ, das für den Instinkt eines Detektivs zuständig war – welches auch immer es sein mochte –, angeregt. Sie hatte Blut geleck.

»Wie lautet mein Auftrag?«, fragte sie Gassan.

Der Professor hob eine Hand, Daumen, Zeige- und Mittelfinger nach oben gestreckt. Mit der anderen Hand zählte er ab. »Es sind drei Aufträge«, erklärte er. »Drei, sofern Sie annehmen. Erstens wollen wir wissen, wie der Einbruch durchgeführt wurde, damit wir die Sicherheitslücke stopfen können.«

Kennedy nickte. Genau das hatte sie bereits vermutet.

»Zweitens möchten wir vor allem wissen, was tatsächlich gestohlen wurde. Und wenn die Antwort ›nichts‹ lautet, möchten wir wissen, was der Eindringling während seines Aufenthalts auf unserem Gelände tat. Wenn etwas beschädigt wurde, könnte dies genauso ernst sein wie ein Diebstahl. Ach ja, und wir würden gerne wissen, wer verletzt wurde«, fügte er hinzu.

»Und drittens?«

»Drittens möchten wir, dass Sie den Eindringling finden. Und ihn bei Bedarf verhaften.«

»Ich bin keine Polizistin mehr, Emil.«

»Das weiß ich. Und natürlich weiß ich auch, warum. Wir würden Sie nur bitten, uns die komplette Sachlage – die Akten, die Beweise, alles, was Sie gefunden haben – zu

überlassen. Den Rest werden wir erledigen. Wenn wir es für notwendig und wünschenswert erachten, übergeben wir die Sache der Polizei.«

»Darf ich eine dumme Frage stellen?«, bat Kennedy.

»Jederzeit.«

»Warum wurde die Polizei noch nicht eingeschaltet?«

Gassan spielte mit dem Rest seines Kuchens. »Diesen Fall habe ich geerbt«, begann er vorsichtig. »Es wurde eine polizeiliche Ermittlung durchgeführt, die allerdings nicht viel ergeben hat. Unbefugtes Betreten – mehr konnten wir nicht nachweisen – ist kein Verbrechen, solange nichts beschädigt wird. Die Ermittlungen verliefen im Sande, was auch ein Fehler des Museums war. Es war bereits beschlossene Sache, die ganze Angelegenheit vertraulich zu behandeln. Marilyn Milton bestand darauf, dass der Museumsvorstand mich mit der Angelegenheit persönlich betraute – und der Vorstand wollte kein weiteres Mal offizielle Behörden hinzuziehen.«

Kennedy musste lächeln. »Da dachten Sie an mich?«

Gassan erwiderte das Lächeln. »An die inoffiziellste Person, die ich kenne.«

»Gut. Nun wäre noch die Frage mit dem Geld zu klären, weil ...«

»Natürlich!«, rief Gassan. »Entschuldigen Sie, dass ich das nicht schon eher erwähnt habe.« Er zog ein Blatt Papier aus seiner Tasche und reichte es ihr. Es war ein bereits auf ihren Namen ausgestellter Scheck mit Validus Trust als Kontoinhaber. Die fast wie gedruckt aussehende Summe betrug zwanzigtausend Pfund. Kennedy betrachtete die vier Nullen. Die Tatsache, dass ihnen eine andere Ziffer als beim vorherigen Auftrag voranging, stellte ein unübersehbares Unterscheidungsmerkmal dar.

»Ist das annehmbar?«, fragte Gassan.

»Ja«, antwortete Kennedy spontan. »Uneingeschränkt. Aber ich hätte gerne einen Vertrag. Ich meine das nicht böse, aber Punkt drei – den Einbrecher aufspüren – könnte

sich als unlösbares Problem erweisen. Ich möchte nicht ewig an dem Fall arbeiten. Oder das Geld zurückerstatten müssen.«

»Das ist völlig verständlich«, beruhigte Gassan sie. »Marilyn sagte, dies sei die Bezahlung für vier Wochen, wenn Sie exklusiv für uns arbeiten, sofern das möglich ist. Aber wenn Sie andere Fälle ...«

»Ich habe keine anderen Fälle. Ich habe Scheiße erzählt.«

»Oh! Na ja, Ihre Scheiße klang sehr glaubwürdig.«

»Danke. Und wem erstatte ich Bericht?«

»Sie erstatten mir Bericht, und ich erstatte dem Museum und Validus Bericht. Mit Validus stehe ich in einer Art Vertretungsverhältnis - und dem Museum ist das ganz recht. Was die Befugnisse betrifft, schlage ich vor, Sie fungieren als meine Vertreterin. Damit können Sie alles tun, was ich tun kann. Sie können mit allen Mitarbeitern sprechen und haben Zugang zu allen Bereichen des Museums und zu allen Akten und Informationen.«

»Personen außerhalb des Museums zu Rate ziehen?«

Gassan schürzte leicht die Lippen. »Sofern angemessen. Und solange absolute Diskretion gewahrt wird. Ich glaube, diese Vereinbarungen sind zumutbar.«

»In jeder Hinsicht. Ich übernehme den Auftrag.«

»Freut mich, das zu hören.« Gassan warf seine Arme in die Luft und schien sich beinahe über den Tisch beugen zu wollen.

»Okay«, wehrte Kennedy die drohende Umarmung ab. »Möchten Sie mir jetzt den Tatort zeigen?«

»Aber selbstverständlich.«

Gassan erhob sich und bedeutete ihr mit einer Armbewegung, ihm zu folgen.

Kapitel 3

Kennedy hatte ein sehr romantisches Bild vom Magazin eines Museums, wie ihr bewusst wurde. Sie hatte sich riesige, unterirdische Hallen mit gotischen Deckengewölben und hochmodernen Stahltüren wie die in Banken vorgestellt. Oder so etwas wie ein riesiges Lager im ersten Indiana-Jones-Film mit endlosen Wundern, die in endlosen gleich aussehenden Kisten verpackt waren.

Doch die Realität sah weltlicher aus. Das Hauptmagazin befand sich nicht im Museum, sondern in einem eigenen Gebäude, dem Ryegate House auf der St. Peter's Street in Islington, zehn Minuten mit dem Taxi entfernt. Kennedy fragte sich kurz, warum Gassan sie zuerst ins Museum bestellt hatte, doch die Antwort war klar: Er wollte ihr sein Glück präsentieren und mit seiner neuen Stelle prahlen. Zu diesem Zweck war der Innenhof besser geeignet als der Ort, zu dem sie nun fuhren.

Er hatte recht. Die rohe Betonfassade des Magazins, vor dem das Taxi hielt, wurde geringfügig von Kieselrauputz aufgewertet. Bei einem neuen Gebäude hätte die Sache vielleicht gut ausgesehen, doch bei diesem hier waren bereits viele Steinchen herausgefallen. Die mit Moos bewachsenen Vertiefungen ließen die Fassade wie ein Gesicht voller Pockennarben aussehen.

Kennedy erwähnte das Zwölf-Millionen-Pfund-Budget, von dem Gassan gesprochen hatte. Damit müsste doch wenigstens ein Facelifting möglich sein.

»Im Grunde schon«, versicherte ihr Gassan ernst. »Doch wir wollen nicht zu erkennen geben, dass wir hier sind. Wir möchten lieber übersehen werden.«

Er zeigte zu einem Schild neben dem Eingang, auf dem lediglich RYEGATE HOUSE stand, ohne Hinweis auf das